

Nachwort für das akademische Publikum

von
Dr. Julie Bogner-Lafranc

*Vortrag anlässlich der Lesung von Auszügen aus der Beatus-Chronik
gehalten privatissime während eines akademischen Symposiums
im Rahmen der Sommerakademie auf Schloss Friedewald 2009
(von der Autorin leicht gekürzt)*

Monsignore, Exzellenz, meine sehr verehrten Damen und Herren,

Sie haben heute einige Passagen aus der mittelalterlichen Beatus-Chronik gehört und einen Eindruck vom Inhalt dieser Schrift bekommen.

Sie kennen die Textgeschichte in groben Zügen, vom ersten Entwurf um 1200 über die Phase der Ausgestaltung ca. 1300 bis ca. 1327 und dann im 20. Jahrhundert die Phasen der sprachlichen Aufbereitung durch Arnold Blind und die Arbeitsgruppe des vor wenigen Jahren verstorbenen Dr. Ernst Bogner, meines Onkels.

Aus dieser Bearbeitungsgeschichte folgt logisch, dass eine textkritische, wissenschaftliche Edition bis heute nicht möglich ist. Es bleibt zu wünschen, dass der Urtext oder eine Abschrift davon, oder wenigstens Bruchstücke, wie wir das etwa vom Nibelungenlied her kennen, doch noch in einer verstaubten Nische einer Bibliothek entdeckt werden, oder dass bei der Restauration alter Buchdeckel Pergamente zutage treten, die einst zur Verstärkung dort eingearbeitet wurden.

Wenn wir nur die Geschichte der Entstehung der Beatus-Chronik im Mittelalter in den Blick nehmen, dann haben wir es mit einer Schrift zu tun, die nicht aus einem Guss geschaffen wurde, sondern in mehreren Etappen entstand. Das ist für Chroniken nicht ungewöhnlich, ebenso wenig ein Wechsel des Autors, wenn der Staffelnstab weitergereicht und die Berichterstattung fortgeführt wurde. Wir gehen hier jedoch davon aus, dass trotz anderslautenden Angaben im Text diese Chronik im Wesentlichen, d.h. zu mindestens ca. 90%, aus der Feder des eponymen Beatus stammt.

Reden wir vom Autor, so sollten wir nicht unerwähnt lassen, dass er sich in seiner Chronik der Volkssprache bedient und nicht des Lateinischen, das ihm aus seinem Kloster geläufig war. Das legt die Vermutung nahe, dass sein Publikum nicht oder nicht allein die Gelehrten und Gebildeten sind, die sich damals in Europa des Lateins bedienen, so wie heute die meisten Wissenschaftler des Englischen.

Jener Beatus schreibt also eine Chronik, die zunächst für die zu gründende Universität bestimmt ist; daraus könnten Laien schlussfolgern, dass diese Universität eine deutschsprachige werden sollte, was in jener Zeit ein absolutes Novum gewesen wäre. Wie Sie wissen, wurde aber erst einige Jahrzehnte später, nämlich 1348, in Prag die erste *deutsche* Universität gegründet, wie man oft lesen kann, und hier gilt: Vorsicht vor Missverständnissen! Die Karls-Universität benutzte im Lehrbetrieb das Lateinische, wie es bis in die frühe Neuzeit an Universitäten selbstverständlich war. Deutschsprachiger Lehrbetrieb wurde in Prag erst im späten 18. Jahrhundert eingeführt. Außerdem fand diese Universitätsgründung nicht eigentlich in Deutschland statt.

Ich halte es für wahrscheinlich, dass Beatus seine Chronik erst *nach* der vereitelten Gründung der Universitas Frekenae vom Lateinischen ins Deutsche übertrug und dann in Deutsch weiterführte. Daraus wäre zu folgern, dass er nun nicht mehr allein für die Universität schrieb, sondern auch für ein weitgehend nicht-geistliches, nicht-studiertes Publikum.

Lassen Sie mich nun auf ein paar Aspekte des Inhalts eingehen.

Obwohl es eine Chronik Frechens werden soll, verfolgt Beatus zunächst die historischen Wurzeln bis ins frühchristliche Irland zurück und leitet daraus sowohl eine Tradition als auch aktuelle moralische Orientierung für seine krisenhaft erlebte Gegenwart ab. Tradition hat zu jener Zeit noch ein besonderes Gewicht – Beatus verbindet dies mit Grundsätzen, die Columbanus aus dem frühchristlichen Irland mitbrachte. Dazu gehörte selbstverständlich auch Bildung, und damit führt diese Traditionslinie über den in Luxeuil ausgebildeten Audomar via Saint-Omer direkt zum Universitätsprojekt in Frechen.

Die moralische Prinzipientreue des Columbanus vor Augen, kann auch Beatus Doppelmoral und Heuchelei in seiner Zeit nicht hinnehmen, gerade bei den Großen und Mächtigen nicht. Er erwartet von ihnen ein gewisses Maß an Respekt vor den moralischen Grundsätzen des christlichen Abendlandes. Eine ähnliche Haltung nahm zuvor schon der Verfasser des Nibelungenliedes ein, der den Untergang der Nibelungen als Folge von Betrug, Verrat und Meuchelmord darstellt und so dem Adel seiner Zeit ein warnendes Beispiel vor Augen hält.

Von diesem moralischen Postulat ist es noch ein langer Weg bis zum Realismus eines Machiavelli, der in „Il Principe“, erschienen 1532, die Welt der Mächtigen illusionslos beschreibt und so den Lesern nahelegt, daraus ihre Schlüsse zu ziehen, nämlich ihre mittelalterliche Vorstellung aufzugeben, dass die mit christlichen Weihen inthronisierten Herrscher wie andere Menschen an christliche Moral gebunden seien und ihre Politik an diesen Werten orientiert sein müsse.

Macchiavelli heißt die von ihm beschriebenen Verhältnisse (die er als Insider kennengelernt hat) *nicht* uneingeschränkt gut – da verstand man ihn oft falsch, siehe z.B. den „Anti-Machiavel“ des Kronprinzen Friedrich von Preußen, geschrieben vor dessen Thronbesteigung, veröffentlicht von Voltaire. Zwar erteilt Machiavelli in seinem

Fürstenspiegel scheinbar den Mächtigen Ratschläge, öffnet dabei aber den lesenden Untertanen die Augen für die Realität: So wird (spätestens seit der Renaissance) Politik gemacht und regiert!

Allerdings gelangt auch unser Chronist Beatus zu der verstörenden Erkenntnis, dass schon in seiner Zeit, dem beginnenden 14. Jahrhundert, Machtpolitik stattfindet, die vor nichts zurückschreckt. Das wirft er besonders dem König von Frankreich vor, ferner den Päpsten in Avignon. Auch anderen Regierenden wie dem Erzbischof von Köln kreidet er Egoismus an. Die seit der Taufe des Frankenkönigs Chlodwig entwickelte, mittelalterliche Vorstellung einer Welt christlichen Herrscher in einem christlichen Abendland ist eine Illusion geworden, obwohl Beatus und Andere daran als Maßstab festhalten und – folglich – erschüttert erleben, dass diese Welt aus den Fugen geraten ist.

Beatus bereitet ungewollt die Einsicht vor, dass die (nach Leibniz) „beste aller Welten“ am ehesten in der privaten Nische zu ertragen sei – was im Epilog, mutmaßlich von Felix aus St.-Omer angefügt, dann auch *expressis verbis* angeraten wird. Letzten Endes steht dieser Schluss allerdings im Widerspruch zur Intention des Beatus, dessen geistiger und moralischer Impetus sich gegen ein opportunistisches Arrangement mit dieser Welt in ihrem Status Quo richtet; er will sie so nicht akzeptieren, sondern tendiert eher zu Brechts Losung „Ändere die Welt: Sie braucht es“.

Bertolt Brecht schreibt dies allerdings in einer Welt, die bereits Revolutionen erlebt hat und mehr Partizipationsmöglichkeiten für den Einzelnen kennt als die des Mittelalters und der Neuzeit – vor der Unabhängigkeits- und Menschenrechtserklärung der USA im Jahre 1776. Noch Voltaire konnte, enttäuscht vom Verfasser des „Anti-Machiavel“, angesichts feudaler Herrschaftsverhältnisse unter absolutistisch regierenden Königen seiner Romanfigur Candide 1759 nur den berühmten Satz in den Mund legen: „Il faut cultiver notre jardin.“

Über diesen Satz ist viel räsoniert und debattiert worden. Die Auslegung, Candide erkenne am Schluss, das es das Beste sei, in die private Nische abzutauchen und sich nur um seine eigenen Angelegenheiten zu kümmern, kann so einseitig nicht aufrechterhalten werden, wenn man Voltaires sonstige Schriften berücksichtigt, vor allem aber sein persönliches Verhalten.

Voltaire hat es sich auf seinem Landgut nicht einfach nur gut gehen lassen, er hat es zu einem Mustergut gestaltet. Mehr noch, Voltaire hat sich immer wieder gesellschaftlich engagiert, z.B. indem er sich für Justizopfer einsetzte und in konkreten Fällen Unrecht zu korrigieren suchte. „Cultiver son jardin“ hieß für Voltaire also: „Ändere die Welt dort, wo du mit deinen Fähigkeiten und Kenntnissen etwas bewirken kannst.“

Wenn man bedenkt, dass seiner Arbeit nachzugehen und etwas Vernünftiges zustande zu bringen zu Voltaires Zeiten etwas für Bürgerliche war, während der Adel, soweit es seine Mittel erlaubten, standesgemäß dem Amusement im „ewigen Sonntag“ nachging, mehrheitlich aber als Hofschranzen in Versailles antechambrierte, d.h. sich durchzuschleimen suchte, dann kann man sich durchaus vorstellen, dass der lesende Teil des Adels die Nase rümpfte, als bekannt wurde, wer den „Candide“ verfasst hatte.

Kurzum: Der Epilog der Beatus-Chronik hat in seiner Tendenz wenig mit Voltaires „Candide“ zu tun, sofern man die Aussage des letzteren richtig versteht.

Wozu wurde dieser Epilog überhaupt angefügt? Welche Intention steht dahinter? Man kann mit Grund annehmen, dass Felix, ein ehemaliger Mitbruder aus dem Kloster Saint-Bertin in Saint-Omer, den Chronisten Beatus mäßigen und zur Zurückhaltung

auffordern wollte. Möglicherweise bedurfte Beatus dieser Mahnung nicht und war bereits untergetaucht, vielleicht schon von der Veröffentlichung seiner Chronik abgerückt. Wir wissen es nicht, und wir haben uns an die Fakten und Indizien zu halten, die z.T. die Chronik selbst liefert, ansonsten das historische Umfeld.

Zu diesem Umfeld gehört der Erzbischof Heinrich von Virneburg, der sich zu verstärkter Bekämpfung von Ketzern verpflichtet fühlte. In diesem Zusammenhang ist Johannes Duns Scotus nach Köln gerufen worden. Beatus bemerkt dazu spitz, dass die Kölner Generalstudien wohl keine ausreichend hellen Köpfe zu bieten hätten. Auch mit anderen Passagen seiner Chronik hätte Beatus sich in führenden Kreisen nicht beliebt gemacht: Er urteilt negativ über die Interessenpolitik Heinrichs.

Wie zur Bestätigung leitet Heinrich 1326 einen Ketzerprozess gegen Meister Eckhart ein, der bei den Kölner Dominikanern lehrt und mit seinen Predigten viel Resonanz erfährt. Vordergründig geht es dem Erzbischof um religiöse Fragen, im Hintergrund aber um kirchenpolitisches Machtgerangel, gerichtet gegen den Einfluss der Bettelorden.

Beatus kann sich mit der Amoralität in der Sphäre der Mächtigen nicht abfinden – ähnlich wie sein Held Columbanus. Im Grunde stellt er damit die auch heute relevante Frage nach der ethischen Grundlage der Gesellschaft, in der wir leben, und nach der Rolle und der moralischen Verantwortung von Führungskräften und Persönlichkeiten des öffentlichen Lebens.

Diese Frage stellt sich in unserer Zeit auch angesichts des Siegeszuges der neoliberalen Wirtschafts-ideologie, die den Ökonomismus selbst in Bereiche vortreibt, wo er nichts zu suchen hat, etwa im Bereich der Erziehung, der sozialen und der Krankenfürsorge.

Früher investierte man dort aus sozialer Verantwortung und zur Zukunftsvorsorge, und man sah darin sozialen und moralischen Fortschritt. Heute wird der Kosten-Nutzen-Frage immer häufiger oberste Priorität gegeben, und dies gibt man auch noch als notwendig und als Handeln auf der Höhe der Zeit aus. Als Kollateralschaden nimmt man eine in der Bezahlung ausgedrückte Abwertung sozialer Tätigkeiten billigend in Kauf. (Ich erinnere nur an die bescheidene Bezahlung von Krankenschwestern.) Zugleich wird aber zu mehr ehrenamtlichem Engagement aufgerufen. Vielleicht ungewollt, grenzt dies an Zynismus: Die Gutmenschen sollen für Gotteslohn arbeiten, damit die Gierigen noch mehr Geld scheffeln können.

Krankenhäuser, öffentliche Verwaltungen sowie das Schul- und Erziehungswesen lässt man von Unternehmensberatungen überprüfen, um Einsparpotenziale aufzudecken, um Organisation und Personalbestand zu „verschlanken“, wie es biologistisch heißt. Damit wird verschleiert, dass vor allem dem Personal gezielte Einsparungen zugemutet werden. Und es werden neue Einnahmequellen generiert: Früher arbeiteten die Verwaltungen im Dienste des Bürgers, heute zahlt der Bürger der ohnehin steuerfinanzierten Behörde zusätzlich für jeden Handschlag und jeden Verwaltungsakt teils saftige Gebühren, und das, obwohl das Personal bereits reduziert wurde.

Man findet dieses Wirtschaften in den öffentlichen Verwaltungen selbst da, wo eine Gemeinde- oder Stadtverwaltung nicht unter akutem Sparzwang steht. Die für viele Verwaltungsmenschen unwiderstehliche, neoliberale Verführung lautet: Kümmere dich nicht um soziale Verantwortung, du kannst doch Personal reduzieren und damit Ausgaben einsparen! Arbeitsverdichtung in den unteren Etagen der Hierarchie wird zum Normalfall.

Geradezu aberwitzig mutet an, dass Vertreter der Wirtschaft von staatlichen und kommunalen Verwaltungen lauthals fordern, effizient und kostenbewusst zu arbeiten, dabei aber für sich selbst jede Menge staatlicher Subventionen und Steuernachlässe fordern. Ihre Lobbyisten dringen in Ministerien vor und schreiben mit an Gesetzen, die dem Staat die soziale Verantwortung für die Arbeitnehmer aufbürden, an deren Löhnen die Arbeitgeber sparen. Im Klartext: Damit sich Wirtschaftsunternehmen goldene Nasen verdienen können, muss der Staat Hungerlöhne mit Hartz-IV-Geld aufstocken, das er wiederum aus den Steuern von allen Bürgern finanziert. Von sozialen Folgekosten, z.B. Altersarmut durch Minirenten, wollen wir gar nicht erst reden. Wo bleibt da, richtig gerechnet, die Effizienz und der kostenbewusste Umgang mit Steuergeldern?

Das Mantra neoliberaler Ideologen lautete: Der Staat soll sich heraushalten, der Markt regelt alles selbst und am besten. Das klingt zunächst gut, doch täuscht dieser Eindruck: Denn erstens tendiert der freie Markt dazu, vor allem den größeren „Playern“ Spielraum zu geben, die kleineren zu verdrängen und damit langfristig den Wettbewerb auszuschalten (wobei zum Schein noch Konkurrenz besteht, siehe auf dem Energie- oder dem Mineralöl-Markt). Und zweitens fordern die großen Marktteilnehmer vom Staat dann doch wieder Unterstützung ein, um sich Vorteile auf dem Binnen- wie dem Weltmarkt zu verschaffen. Sie nötigen den Staat, die ihnen genehme Wirtschaftspolitik zu betreiben, sie drohen ihm u.a. mit dem Verlust von Arbeitsplätzen im Lande durch angeblich drohende Pleiten oder durch Verlagerung der Produktion in Billiglohnländer (was sie im Zweifel trotz Hilfen dann doch tun, wenn es sich für sie rechnet). Und die Verantwortung für die aus Kostengründen „freigesetzten“ Arbeitnehmer trägt – der Staat.

Es gilt offenbar der altbekannte Spruch: Gewinne werden privatisiert, Verluste sozialisiert. Der Staat, der sich eigentlich heraushalten soll, wird also doch eingespannt, um die Global Player zu begünstigen, und um die von ihnen angerichteten sozialen Folgeschäden zu reparieren oder wenigstens soweit zu lindern, dass keine Unruhen ausbrechen.

Und weil eine Regierung auch mal Erfolge am Arbeitsmarkt melden will, lässt sie der Wirtschaft Spielraum für Winkelzüge: Man darf Personal entlassen und es gleich darauf zu schlechteren Bedingungen wieder einstellen. Oder sogenannte Werkverträge abschließen. Hauptsache, die Arbeitslosen-Statistik wird geschönt – damit gewinnt auch die jeweils amtierende Regierung etwas. Wen wundert es da noch, dass Viele längst jeder offiziellen Statistik misstrauen!

Das Erpressungspotenzial global operierender Konzerne gegenüber nationalen Regierungen ist groß. Man expandiert und fusioniert, was das Zeug hält, weil schon schiere Größe gegenüber nationalen Regierungen Gewicht und Einfluss verschafft – wie wir am Beispiel der Großbanken sehen: „too big to fall“, alias: „systemrelevant“.

Die Gewinne wachsen, ja explodieren teilweise, und die Welt spaltet sich immer schärfer in Arm und Reich. Große Kapitalströme sausen mit Email-Geschwindigkeit um den Globus, größer als die Jahresetats vieler Nationalstaaten. Damit können Regierungen gestürzt, Kriege finanziert oder schlagartig Wirtschaftskrisen ausgelöst werden. Die Eigner dieses Kapitals sehen sich in keiner Verantwortung, weder gegenüber ihren Angestellten noch gegenüber anderen Menschen, die von ihren Geschäften betroffen sind: Sie sehen ihre einzige Verpflichtung in der Jagd nach der höchstmöglichen Rendite für ihre Investitionen. Ihr erstes Gebot heißt Gewinnsteigerung, ihr Gott offenbart sich in Vierteljahresbilanzen, sein Abbild ist das Goldene Kalb.

Sie werden sich fragen, warum ich so weit ausgeholt und die wirtschaftspolitische Großwetterlage kritisch in den Blick genommen habe. Der Grund ist, dass ich mich, wie sehr viele andere in der Wissenschaft Tätige, von den heutigen Verhältnissen akut betroffen sehe. Da ist zum Einen die vielen von Ihnen bekannte Situation an den Universitäten, gekennzeichnet durch knappe Finanzmittel, durch entsprechend gesteigerten Hunger nach Fördermitteln, durch gewachsene Konkurrenz um Forschungsgelder, um gute Ratings, um Exzellenz-Prädikate. Am Ende der Schlange stehen die unterbezahlten, als Praktikanten verschlissenen Hilfskräfte mit Hochschulabschlüssen.

Auch die ehemals als frei geltende Forschung und Lehre erliegt dem Druck des Ökonomismus. Und das hat weitere Auswirkungen: Es beinhaltet die Tendenz, alles abzuwerten, was sich unter diesem Blickwinkel nicht rechnet, vor allem, was keinen unmittelbaren ökonomischen Nutzen verspricht. Sie ahnen wahrscheinlich, was jetzt kommt: Ja, besonders die Geisteswissenschaften werden zum Stiefkind dieser auf neoliberalen Kurs gebrachten Welt.

Und schlimmer noch: Von Vertreterinnen und Vertretern der Geisteswissenschaften wird auch noch die meiste Kritik am neoliberalen System laut! Wie sollen sie da noch die heute so nötigen Drittmittel einwerben? Die Konkurrenten um finanzielle Gunst können sich klammheimlich freuen: Diese ungeschickten Geisteswissenschaftler, sie machen sich auch noch unbeliebt bei potenten Geldgebern und Sponsoren!

Die Menschen, die in den Geisteswissenschaften tätig sind, kann man jedoch nur aus externer Sicht ungeschickt nennen. Die Wahrheit ist: Diese Menschen tun ihre Pflicht, oder moderner formuliert: Sie machen ihren Job. Sie sehen sich der wissenschaftlichen und moralischen Aufrichtigkeit verpflichtet, und darum müssen sie aus ihrer Sicht benennen, was gut und was nicht gut ist. Sie richten ihren Blick nicht allein auf kurze Zeiträume wie etwa Vierteljahresbilanzen, sie versuchen vielmehr auch, langfristige Entwicklungen zu analysieren und mögliche Folgen kurzfristig geplanter Maßnahmen zu benennen. Mit einem modernen Begriff bezeichnet: Sie sehen die Gesellschaft und die Welt ganzheitlich, und sie betrachten sie auch in einer Perspektive über längere Zeiträume und Generationen hinweg. *Denken in Zusammenhängen* ist eine ihrer zentralen Aufgabenstellungen.

Wer diese Qualifikationen heute für weniger bedeutend oder gar überflüssig hält, muss sich fragen lassen, wohin kurzfristig angestrebter Profit uns angesichts nicht beachteter Folgekosten führen kann; und worin der Beitrag zur *Nachhaltigkeit* besteht, die dafür sorgt, dass auch unsere Nachkommen in einer lebenswerten Welt leben können; und worin sich denn der kulturelle Beitrag der von *ihm* für bedeutend gehaltenen Fachrichtung für unsere Gesellschaft und unsere Nachkommen zeigt.

Wer etwas tiefer nachdenkt, und dazu gehört ein ganzheitlicher Blick auf die gesamte Lebenswelt des Menschen, inklusive seine körperliche und geistige Gesundheit, und eben *nicht* bloß der Tunnelblick auf sein Portemonnaie und die Bilanzen seines Arbeitgebers, der wird der Feststellung zustimmen müssen, dass der Mensch auch kulturelle Bedürfnisse hat. Es gilt also weiterhin der Bibelspruch: Der Mensch lebt nicht vom Brot allein.

Damit kehren wir zur Chronik des Beatus zurück.

Auch Beatus macht sich für Bildung stark. Das entspricht der Tradition des altirischen Mönchtums. Doch das Projekt der Universitas Frekenae wird zwischen den Interessen der machtpolitischen Player seiner Zeit zerrieben. Er, ein sowohl gläubiger als zunächst auch gutgläubiger Mönch, erbost sich nicht nur über das Scheitern des Projekts, sondern auch, und mehr noch, über die Scheinheiligkeit, mit der hinter frommen Fassaden Interessenpolitik getrieben wird, wo Moral und Wahrhaftigkeit offenbar keine, zumindest keine entscheidende Rolle spielen. Dies muss verstärkend gewirkt haben auf seine Distanzierung von seinem Stammkloster; darüber hinaus scheint er auch die Amtskirche kritischer zu sehen, denn einiges deutet darauf hin, dass er sich mystischen Strömungen seiner Zeit öffnet, die ihr Heil im individuellen, direkten Weg zu Gott suchen, d.h. in einer mystischen Gottesschau, die nicht notwendig die Vermittlung der Amtskirche braucht.

Für Beatus ist es das unmoralische Handeln von Menschen, das einen Großteil der Welt beherrscht. Sein Glaube an Gott wird davon nicht berührt; aber sein ursprüngliches, gutgläubiges Vertrauen in Autoritäten, in ihre moralische Aufrichtigkeit und Integrität, ist zerbrochen. Einzig Petrus von St.-Omer als Vaterfigur und Mentor bleibt ihm Leitbild und Orientierung, und natürlich der heilige Columbanus. Hingegen glaubt er nicht mehr, dass Personen in einem mit religiöser Weihe oder Aura ausgestatteten Amt, wie Papst, Erzbischof, Abt oder König, dieser Weihe entsprechend handeln oder sich ohne Einschränkung an die damit verbundenen Erwartungen gebunden fühlen. Gerade weil z.B. Philipp IV., König von Frankreich, einen heiliggesprochenen Vorfahr hat und bei seiner Krönung mit heiligem Öl gesalbt wurde, fällt das negative Urteil des Beatus umso schärfer aus. Ebenso geht er mit den Päpsten in Avignon ins Gericht.

Man wüsste gern, was aus Beatus geworden ist. Sicher wissen wir nur, dass seine Chronik nach zwei Fortsetzungen zwar abgeschlossen war, aber nicht zur Veröffentlichung kam. Den Grund dafür kennen wir nicht. Beatus kann verhindert gewesen sein, er könnte aber auch entschieden haben, das Werk ruhen zu lassen. Vielleicht war er desillusioniert, was die Möglichkeiten zur Realisierung des Universitätsprojekts betraf, und sah daher eine Veröffentlichung als sinnlos an; vielleicht fiel er darüber selbst in eine Depression. Er wäre nicht der Erste, der über seinen Einsichten in die Verhältnisse seiner Zeit in tiefe Resignation verfallen wäre.

In seinem Fall wäre der Anlass durchaus nachvollziehbar, nämlich das Scheitern der von ihm innig herbeigesehnten Gründung der Universitas Frekenae, mit der er das Andenken und die Verehrung seines Mentors und Ziehvaters verband, und vermutlich auch seine eigene Zukunft.

Doch wir heute Lebenden sollten angesichts der oben dargestellten, heutigen Verhältnisse nicht resignieren und mit Rückzug und Weltflucht reagieren, sondern – trotz alledem! – dem Negativtrend entgegenwirken. Vielleicht bräuchte es nicht, wie Lichtenberg seinerzeit in einem satirischen Bonmot meinte, angesichts endloser Theoriedebatten unter Wissenschaftlern bald Universitäten, um die alte Unwissenheit wiederherzustellen. Vielmehr wäre zu wünschen, dass viel mehr Gebildete als bisher aus ihrem Elfenbeinturm heraustreten und der Bevölkerung in allgemeinverständlicher Sprache ihre Einsichten vermitteln, anstatt sie der Verdummung durch Werbung und der Sedierung durch seichte Fernsehprogramme zu überlassen.

Denn es gibt heute eine Unmenge an Ablenkung, die es erschwert, in Ruhe nachzudenken und klare Gedanken zu fassen. Sowohl der Arbeitsdruck als auch die Petitessen des modernen Alltags fressen die Zeit der Menschen auf. Ruhe und Zeit zum Nachdenken werden immer mehr zum Luxus, den kaum jemand noch sich leisten kann. Bezeichnenderweise nehmen sich nur gutbezahlte Manager eine Auszeit der Ruhe im Kloster.

Man muss in der Flimmerwelt der Werbung, in Ablenkung und Alltagshetze nicht unbedingt ein System oder eine großangelegte Verschwörung sehen, die bezweckte, die Bevölkerung zu beruhigen und sie zu einer Masse von orientierungslosen, leicht lenkbaren Konsumenten zu machen. Zweifellos kommt Vieles zusammen: Die Ökonomisierung und Boulevardisierung von Nachrichten und Unterhaltung in den Medien, die ausufernde Sphäre der Unterhaltungselektronik, das Anwachsen der Informationsflut im Internet, usw.

Man könnte nun fragen: Wo sind die Vordenker, die Analysten, die Philosophen, die den vielschichtigen Hintergrund der Nachrichten, der Zeitläufte überhaupt ausleuchten und für die Öffentlichkeit wahrnehmbar kritisch begleiten?

Vielleicht leben heute viele Gebildete gar nicht mehr im Elfenbeinturm der hehren Wissenschaft, wie ich eben noch anzunehmen geneigt war, sondern eher im Wellnessbereich der Gutsituierten, wo ein soziales Gewissen, wenn vorhanden, meist stört – und sich leicht einschläfern lässt. Vielleicht fehlt einigen aber auch die Gewohnheit, in Zusammenhängen zu denken, sodass sie ihr soziales Gewissen nicht mit zielführend effektivem, gesellschaftlichen Engagement zu verbinden wissen, welches sich ja auch in Aufklärung und Sicheinmischen manifestieren könnte. An dieser Stelle z.B. könnten Geisteswissenschaftler ganz gut weiterhelfen. Das „Jahr der Geisteswissenschaften 2007“ ist vorüber, aber deren Aktualität bleibt: Sie werden gebraucht.

Es gibt viel zu tun. Beatus ist zwar schon lange tot, Voltaire auch, aber Sie leben! Ein jeder schaue, wie er am besten Candides Parole umsetzen kann: „Il faut cultiver notre jardin.“

J. B.-L.



(Dieser Text wurde komplett und unverändert entnommen dem Buch DIE BEATUS-CHRONIK, hrsg. von Wolfgang Reinert. Münster 2013, S. 137-145)

